



Dagmar  
Seifert



DAS  
MITTWOCHS  
ZIMMER



Weltbild

Was passiert, wenn die große Liebe endlich ja sagt?

Conny und Vico wurden vom Schicksal füreinander bestimmt. Mehr oder weniger: denn Vico geht eine standesgemäße Ehe mit einer anderen ein und Conny spielt in seinem Leben die zweite Geige. Doch über Jahre hinweg haben die beiden eine Affäre, immer mittwochs treffen sie sich zum Stelldichein. Vico ist der Mann, den Conny will. Der sie doch irgendwann heiraten wird. Wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist. In der Zwischenzeit lebt sie ihr Leben, findet Erfüllung in ihrem Beruf und fährt mit dem Bruder ihrer besten Freundin in Urlaub. Und so feiert sie ihren sechzigsten Geburtstag, als Vico endlich frei ist und ihr den lang ersehnten Heiratsantrag macht. Doch ist Vico tatsächlich ihr Mr. Right? Und wenn nein, wo hat er sich bisher versteckt?

Eine zauberhafte Romanze und eine wunderbar sympathische Heldin, die ihren Weg geht und sich über Umwege selbst findet.

Dagmar Seifert

# Das Mittwochszimmer

Roman

**Weltbild**

## **Die Autorin**

Dagmar Seifert arbeitete als Redakteurin und freie Journalistin, schrieb Kolumnen, Märchen, Rundfunk-Features, Drehbücher und Theaterstücke. Es erschienen bereits mehrere Romane sowie Erzählbände mit schaurig-makabren Kurzgeschichten. Die Autorin lebt in der Nähe von Hamburg.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2016 by Langen Müller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto.de

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-450-9

Für Niendorf  
mit sehr freundlichen Gefühlen

Wenn Conny traurig war, dann dachte sie an Vico, ein unfehlbares Mittel seit dreiundvierzig Jahren.

Sie stellte sich einfach die schimmernden hellen Pünktchen in seinen dunklen Augen vor, die plötzlich aus der Tiefe nach oben schwammen, wenn er sich amüsierte. Sie dachte an die Art, wie er die Nase krauste, wenn er gegen die Sonne blickte. An sein bezauberndes Lächeln, das er gar nicht so oft zeigte und das sein sonst so kühles Gesicht immer ein wenig hilflos machte.

Oder sie erinnerte sich an die Behutsamkeit, mit der er sein Jackett um ihre Schultern legte, wenn ihr kalt war. An die Umständlichkeit, mit der er für sie auf seinem eigenen Teller ein Häppchen zum Probieren abschnitt.

Sobald Conny nervös wurde, auf einen Zahnarztstuhl klettern musste oder mit dem Wagen im Stau steckte – sowie natürlich jeden Abend im Bett, vor dem Einschlafen, malte sie sich aus, sie läge in Vicos Arm. Dann entspannten sich ihre gestäubten Nerven, als hätte sie eine besondere Medizin gelöffelt.

An diesem ganz besonders düsteren Montagvormittag im November schien eine große Dosis davon nötig. Ihr letzter noch lebender Verwandter – von ihrem Sohn abgesehen – war vor zehn Tagen (mit immerhin vierundneunzig Jahren) gestorben und sollte am frühen Nachmittag bestattet werden.

Mit der Post hatte sie eine Einladung vom Stadtteilverein Niendorf erhalten: im Hinblick auf ihren sechzigsten Geburtstag in knapp sechs Wochen machte der Gemeindedienst sie schon mal darauf aufmerksam, welche Senioren-Lustbarkeiten angeboten wurden, wie etwa Busausflüge, Bingo-Abende und Malgruppen.

Und die Frühjahrskataloge ihrer Modefirma konnten wegen eines Druckerei-Streiks nicht rechtzeitig geliefert werden. Conny fühlte sich gleichzeitig als trauerndes Kind, als frustrierte Greisin und als gestresster Firmenboss.

Nachdem es ihr gelungen war, im Terminal einen Parkplatz zu erwischen, stellte sich auch noch heraus, dass Erics Flugzeug aus London eine Stunde Verspätung hatte.

Eine Stunde!

In der Zeit, dachte sie wütend, hätte er ja bequem über den Kanal rudern können. Conny versuchte, ihren Sohn zu erreichen – was nicht klappte. Und wenn sie das Telefon nun schon mal in der Hand hatte, konnte sie die Beruhigungsdosis eigentlich auch verstärken

...

Also wählte sie mit dem Daumen die Nummer, die ihr geläufiger war als jede andere. Obwohl sie nicht damit rechnete, Vico zu erreichen: Praxiszeit, er sprach sicherlich gerade mit einem Patienten oder einer Patientin, er untersuchte oder behandelte oder schrieb mit seiner schönen, schmalen Hand ein Rezept, die Lesebrille ganz vorn auf der edlen Nase ...

Doch er meldete sich tatsächlich: »Van Loon?«

»Ach je!«, sagte Conny erschrocken. »Entschuldige – ich störe bestimmt? Ich wollte eigentlich nur mal deine Stimme auf Anrufbeantworter hören und dir was vorjammern ...«  
»Mein Schäfchen – du störst komischerweise nicht. Wir haben einen Stromausfall, alles ist finsterer als finster ...« Vico lachte leise, ganz entspannt. »Draußen wurschtelt die Köckritz mit einem Mann von der Technik rum. Hier steht eine Kerze auf einer Untertasse,

das sieht schon richtig nach Advent aus, fehlen nur die Kekse. Im Moment hab ich Pause, obwohl das Wartezimmer aus allen Nähten platzt ... Was wolltest du denn jammern, Schäfchen? Hast du Probleme?«

»Also, ich steh in Fuhlsbüttel, Erics Flug ist verspätet – heute wird doch Onkel Dieter beerdigt ...«

»Ach richtig, das war ja heute. Oh, mein armes Kleines! Jetzt gerätst du in Zeitdruck, was? Soll ich sagen, dass ich dich wahnsinnig lieb hab und Sehnsucht nach dem Mittwoch ...«

Conny fühlte, wie ihre Mundwinkel nach oben gezogen wurden. »Das reicht, Liebling. Das hatte ich nötig. Und ich ...«

Aber er unterbrach sie: »Du, eben ist das Licht angegangen. Ich bin wieder im Dienst. Das hattest du übrigens genial abgepasst. Wann wirst du zu Hause sein?«

»Ich weiß nicht genau ... Am frühen Abend wohl. Eric wohnt über Nacht bei mir.«

»Klar«, Vico klang jetzt eilig und geschäftsmäßig, wahrscheinlich war die Sprechstundenhilfe oder der Techniker oder ein Patient oder alle zusammen in sein Zimmer gekommen. »Ich werde kurz anrufen oder jedenfalls eine Mail schicken. Alles Gute!« – und legte auf, bevor sie antworten konnte.

Trotzdem wirkte die Zaubermedizin. Conny steckte das Telefon in die Handtasche und blickte verträumt aus dem Fenster in den dunklen, trüben Tag. Alles war letztendlich nicht so schlimm. Sie würde in der Lounge einen schönen Kaffee trinken, sich ein wenig entspannen und in einer knappen Stunde zurückkommen, um ihren Sohn abzuholen. Der Friedhof konnte schließlich nicht weglaufen. Und der Onkel schon gar nicht ...

Sie schlenderte über die Kacheln der Halle, kam an einem jungen Mann in Lufthansa-Uniform vorbei, der ihr lächelnd einen forschenden Blick schenkte, und strahlte zurück. Sie konnte unmöglich aussehen wie jemand, der Busausflüge oder Malkurse brauchte, um sich dem Grab entgegenzulängeln.

Und überhaupt – Conny blieb stehen, kramte das Handy wieder aus der Tasche und wählte energisch: »Frau Kannemaker? Hat sich inzwischen was ergeben mit der Druckerei?«

»Mensch, Frau Hertz, wie gut, dass Sie anrufen. Allerdings hat sich was ergeben, eben gerade. Die Druckerei hat einen Ausweg gefunden, irgendein Konkurrent übernimmt noch schnell ... Die Kataloge müssten spätestens übermorgen draußen sein!«

»Das ist ja wunderbar«, murmelte Conny dankbar.

War das jetzt Vico zu verdanken? Fügt sich alles, weil er sie in gute Laune versetzt hatte und weil diese gute Laune irgendwelche kosmischen Schicksalsknoten löste? Sie würde es ihm zutrauen.

Eigentlich gab es nichts, das sie ihm nicht zutraute.

# Das 1. Kapitel

endet mit dem alten Jahr, fängt ein neues an und bekommt Babys  
1954/55

Am Silvesterabend wurden zwei Frauen in Wehen in die Hamburger Klinik Finkenau eingeliefert: sie kletterten mit ihren großen Bäuchen zu beiden Seiten aus einem Taxi. Anschließend stiegen zwei Männer aus.

Oberschwester Dorette versuchte, die Personalien aufzunehmen, so gut sie etwas verstehen konnte, denn eine der Frauen schrie immer wieder dumpf, ein jämmerliches Blöken.

Auf der Straße explodierte ab und zu schon Feuerwerk. Zwei Ärzte in weißen Kitteln, geschmückt mit bunten Papphütchen, brennende Zigaretten in den Händen, gingen lachend durch die Aufnahme zum Ausgang.

Durch diese Unruhe hatte die Oberschwester bis jetzt nicht herausgefunden, welcher Mann eigentlich zu welcher Frau gehörte. Einstweilen saßen die beiden werdenden Mütter auf Stühlen, die eine laut, die andere leise. Ihre Begleiter, groß und schwer, sich sehr ähnlich und in schäbigen, schmuddeligen Wintermänteln, die nach feuchtem Keller rochen, wuselten wie kopflose Hühner um sie herum.

Dorette fuhr den, der gerade aufgereggt in ihre Nähe dribbelte, energisch an: »Kommen Sie mal her, Sie! Setzen Sie sich da hin! So! Wie heißt Ihre Frau?!«

Der Mann setzte sich zwar gehorsam, riss jedoch hilflos seine blauen Augen auf und antwortete sehr heiser: »Ich hab keine Frau!«

Das empörte die Schwester. Noch lauter und schärfer rief sie: »Was wollen Sie denn dann hier?«

Der Mann schluckte. »Ich bring meine Schwester her. Wegn ... Weillas womöglich kompliziert wird. Das hat der Dokter gesacht. Un denn soll sie hierher, ne.«

»Gut!«, Dorette rupfte ein Krankenblatt aus dem Halter. »Name?«

»Uwe Hertz. Mitm t, ne.«

»Mann – Ihre Schwester! Ihre Schwester heißt – ?!«

»Hanne.«

»Und hinten?«

»Wo hintn?«

»Wie Ihre Schwester mit Familiennamen heißt, will ich wissen!«, überbrüllte Dorette eine sehr heftige Wehe der lauten werdenden Mutter.

»Ja – auch Hertz natürlich.«

Dorette kniff den Mund zusammen und zog beide Augenbrauen mit einem Ruck hoch.

»Also Fräulein Hertz!«

Der Mann zuckte zustimmend mit seinen wuchtigen Schultern und beantwortete dann alle weiteren Fragen: Seine Schwester war neunzehn Jahre alt – wohnte in Niendorf, im Rebhuhnweg – war im neunten Monat – hatte seit ungefähr vier Stunden Schmerzen.

»Schlimme Schmerzen?«, fragte Dorette, mit Blick auf die schreiende Frau.

»Weiß nich. Sie sacht ja nix ...«, erwiderte der Mann und schaute auf die stille Frau.

Schade. Die falsche.

Fräulein Hertz wurde samt Bruder von Schwester Edeltraut weggebracht.

Dorette wandte sich an den anderen Mann.

»So. Jetzt brauche ich Ihre Personalien – beziehungsweise die von Ihrer Frau ...«

Der Mann setzte sich. Sein rechtes Bein rutschte etwas beiseite, und Dorette erkannte, dass es künstlich war, eine Prothese.

Vom Bein abgesehen besaß er eine so unangenehme Ähnlichkeit mit dem anderen, dass die Schwester ahnte: »Sie heißen Hertz, oder?«

Der Mann nickte erleichtert.

»Sie sind ebenfalls ein Bruder von Fräulein Hertz?«

»Jo. Der ältere sogar. Ich bin Dieter. Das da ebn, was mit Hanne wech is, das' Uwe ...«

»Dann gehen Sie nur auch hinterher. Sie werden sowieso gleich wieder weggeschickt, Männer haben im Kreißsaal nichts zu suchen«, erklärte Dorette. »Aber – Moment mal – zu wem gehört denn die andere Frau? Die saß doch mit Ihnen im selben Auto?«

»Weiß nich, wer das is – die stand zwei Straßen weiter und schrie immer Taxe – Taxe!

Und wie der Fahrer gehaltn hat, da wollte sie auch in die Finkenau. Da ham wir sie dazugepackt ... War ja nu schwanger genuch, ne. Seitden krakeelt sie egalwech ...«

Dorette sah ein, dass sie die Personalien der zweiten Patientin wohl erst erfahren würde, wenn alles vorbei war. Während draußen ein Kanonenschlag explodierte, stand sie seufzend auf, um die werdende Mutter selbst in den Kreißsaal zu bringen.

In Deutschland war 1954 niemand frivol genug, eine Wette darauf abzuschließen, welche der beiden Patientinnen der Stadt vielleicht das erste Kind des Jahres schenken würde.

Alles ging sehr ernsthaft und gesittet zu in der Finkenau.

Die Brüder Hertz wurden, wie Schwester Dorette es prophezeit hatte, nach Hause geschickt.

Und Doktor Möller schaffte es, der zweiten Patientin in einer Wehenpause Namen und Anschrift zu entreißen: Sie hieß Cäcilie Schnoor, war ihrerseits wenigstens ordnungsgemäß verheiratet, achtunddreißig Jahre alt, wohnte in Niendorf im Garstedter Weg und besaß bereits zwei Kinder.

Hanne gewann das Rennen! Um kurz nach zwei wurde sie von einer Tochter entbunden. Zweieinhalb Stunden später, während noch vereinzelt eine Rakete in den Himmel jaulte, kam das Baby Schnoor zur Welt. Übrigens war keins von beiden Hamburgs erstes Kind 1955. Das wurde in Borgfelde geboren, wenige Minuten nach Mitternacht, und landete deswegen am 1. Januar in der Tageszeitung, mit Foto.

Nachdem die Kinder geklappst, gewaschen, gewogen und angepikst worden waren, um ihnen Blut zu entnehmen, legte Schwester Edeltraut sie in das große Babyzimmer.

Die Babys benahmen sich ganz wie ihre Mütter: Fräulein Schnoor mit dem hellroten Haarwutz auf dem Kopf brüllte wie am Spieß, sodass ihr gesamtes Gesicht hellrot glühte. Fräulein Hertz, einige schwarze Strähnen auf der Stirn, verhielt sich musterhaft ruhig und blieb blass.

Cäcilie Schnoor und Hanne Hertz waren sich, obwohl sie in Niendorf so dicht beieinander wohnten, bis zu diesem Silvesterabend noch nie begegnet.

Nun verbrachten sie die Nacht mehr oder weniger nebeneinander im Kreißsaal und später, gegen Morgen des neuen Jahres, in zwei Betten, die sich gegenüberlagen.

Am frühen Vormittag kamen die beiden Onkel Hertz auf drei Beinen in ihren schäbigen, stinkenden Mänteln mit einem dürftigen Blumenstrauß und deutlichen Alkoholfahnen, um sich über das Kind im Arm ihrer kleinen Schwester zu freuen.

Auch Gärtnereibesitzer Schnoor (schrägstehende Schweinsäuglein, rostroter Schnauzbart, Mantel mit Pelzkragen) erschien mit seiner Mutter, den beiden älteren Töchtern sowie einem monumentalen Rosenstrauß, ohne Zweifel aus eigenen Beständen. Er hielt seinen verkaterten Kopf möglichst gerade und bewegte sich nur vorsichtig.

»Wie sollen sie denn heißen?«, fragte eine Schwester, die eben zum Tagesdienst erschien.

Sie erfuhr: Die kleinen Mädchen würden Cornelia heißen.

Cornelia Hertz und Cornelia Schnoor. Denn das war gerade ein sehr beliebter Name.

Eine uneheliche Geburt galt Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts noch als Unglück, als Schande. Hanne Hertz war sich dessen wohl bewusst. Natürlich merkte sie, dass die Schwestern in der Finkenau sie ein bisschen herablassend und nicht sehr respektvoll behandelten.

Sie musste nicht überempfindlich sein, um mitzubekommen, mit welcher besonderen Betonung die Babys zum Stillen gereicht wurden: »Hier ist die kleine Süße, Frau Schnoor ...«

»So, ich geb Ihnen mal Ihr Kind, Fräulein Hertz ...«

Hanne erwartete es nicht anders. Sie fand, dass sie bei allem immer noch ganz gut wegkam.

Nachdem die Besucher wieder verschwunden, die Blumen in Vasen gestopft und die mit Milch abgefüllten Säuglinge zum Schlafen weggeräumt waren, legte sich Stille über das Krankenzimmer.

Schließlich erschien sogar eine kleine Wintersonne am Fenster und färbte mit Sinn für Gerechtigkeit sowohl die aschblonden Dauerwellenlöckchen der molligen Gärtnereibesitzerin als auch die hellblonden Naturlocken des dünnen Fräulein Hertz goldrot.

Hätten ihre Betten nebeneinander und nicht gegenüber gestanden, wären die beiden Mütter womöglich nie ins Gespräch gekommen. Cäcilie Schnoor, eine energische Dame, fand es jedoch albern, auf ihre Füße, die Bettdecke oder aus dem Fenster zu gucken, um die Frau im Bett zwei Meter geradeaus nicht zur Kenntnis zu nehmen. Zumal sie sich in Sonntagslaune befand.

Das teilte sie der anderen auch gleich mit: »So! Das hätten wir erst mal wieder hinter uns, was? Man ist ja doch glücklich, was? Hab nicht erwartet, dass ich es überstehe. Nicht nur, dass unser Hausarzt meinte, ich wäre eigentlich zu alt für noch ein Kind – mir ist geradezu mein Tod vorausgesagt worden, wissen Sie?«

Hanne verschluckte sich fast vor Eifer, das Richtige zu antworten. »Wie kanns angehen?«, hauchte sie, genauso schockiert, wie Cäcilie gehofft hatte.

»Tja! Bei uns in Niendorf gibt es ja Familie Tomaschewski. Ecke Krähenweg das Haus, also eher 'ne Laube, kennen Sie doch auch? Großmutter, Mutter und Tochter

Tomaschewski. Tilda, Rike und Rosi. Großmutter und Mutter sind Hebammen. Taugen wohl auch zum Gegenteil, muss man nur gut bezahlen – und das wollte ich mal eben sagen, Fräulein Hertz, deshalb imponieren Sie mir und ich bin ärgerlich auf die dummerhaftigen Schwestern hier, die so mit Ihnen umgehen, als wären Sie eine Jesabel oder Magdalena oder wie soll ich sagen ...« Frau Schnoor winkte mit ihrer kurzen dicken Hand ab, weil sie nicht sicher war, ob sie da die richtigen Sünderinnen nannte.

»Jedenfalls find ich es allemal respektabler, ein Kind zu bekommen, als es abzumurksen! Sie haben sich dem ausgesetzt, schief angeguckt zu werden oder Schlimmeres, Ihr Kind darf aber leben, und das find ich sehr mutig!«

Damit hatte Hanne überhaupt nicht gerechnet. Nach dem ersten Schreck wagte sie ein kleines Lächeln, das herzlich erwidert wurde. Die Sonne legte noch ein paar Strahlen mehr auf die Szene.

Weil Frau Schnoor nun sinnend schwieg, fragte Hanne nach: »Ja – und wieso war Ihr Tod vorausgesacht worn?«

»Ach so, ja. Also Rike Tomaschewski hat das geträumt. Die sah mich in meinem Blut liegen und in Wehen schreien, alles in unserem Gewächshaus. Die meinte, ich bin zu alt und das geht böse aus. Das Kind könnte womöglich gerettet werden, hat sie immerhin gesagt. Und sehen Sie, das allein hat mir Hoffnung gemacht, Fräulein Hertz. Das war eine schwere Geburt, meine schwerste bis jetzt. Spaß ist das keiner. Doch nun ist das Kleine da und gesund. Wieder ein Mädchen. Mein drittes. Die beiden ersten sehen aus wie ich, aber die kleine Neue hat die schrägen Augen von meinem Conrad und die karottenroten Haare. Er ist ja eine Seele, mein Mann, könnte keinen besseren finden. Nur, Schönheit drückt ihn nicht. Brauch ich nie Angst haben, dass ihn mir eine wegstibitzen will ...« Frau Schnoor lachte behaglich in sich hinein. »Ist zu hoffen, dass unsere kleine Cornelia Grips hat. Vielleicht studiert sie mal oder so, wenn sie mit dem Gesicht keinen Mann findet.«

»Ham Sie sich vielleicht für diesmal ein Sohn gewünscht?«, wagte Hanne zu fragen.

»Nee! Ganz und gar nicht! Igitt, nee – ich wollte immer Mädchen. Kann man viel niedlicher anziehen, nicht? Machen weniger Lärm, müssen nicht in den Krieg. Und das Ästhetische, nicht. Ich übertreib da vielleicht, aber das Geschlabber – hätten Sie das Geschlabber windeln mögen? Dann doch lieber 'n sauberes rosa Pfläumchen, oder?« Hanne zog sich verlegen tiefer in ihr Kopfkissen zurück.

»Und Sie nun –«, fing Frau Schnoor wieder an, »werden Sie denn eventuell den Vater von Ihrer Kleinen noch heiraten?«

Hanne hätte sich jetzt gern unter ihr Kopfkissen zurückgezogen. Wie sollte sie das denn bloß erklären? Wer hatte Schuld an der Existenz der kleinen Cornelia? Sie selbst natürlich. Die Brüder schon mal nicht, die sagten jeden Morgen zu Hanne: »Bleib sauber, Deern!« Tante Martha auch nicht; eigentlich die Tante von Hannes Mutter, ein inzwischen fast schon sechzigjähriges altes Fräulein ohne eigene Erfahrung, was das Unsittliche anging. Dabei weder prüde noch zimperlich. Niemand konnte behaupten, sie hätte Hanne nicht gewarnt.

So, wie ihre Brüder sich seit dem Krieg redlich bemüht hatten, ihre Väter zu sein, so versuchte Tante Martha ebenso eifrig, ihr die Mutter zu ersetzen.

Sie führte den Haushalt, kochte ganz solide und brachte Hanne alles bei, was ein

Mädchen wissen muss über Kartoffeln abgießen und dämpfen oder Grünkohl mit Haferflocken kochen, über Fenster putzen mit Zeitung und Haare spülen mit Bier, über Monatshygiene und Frechen-Jungs-auf-die Finger-Hauen, und zwar rechtzeitig, damit keine Schande über die Familie kommt.

Hanne hielt sich an das, was sie gelernt hatte. Über kurz oder lang kochte sie den besseren Grünkohl und sie ließ freche Jungs gar nicht erst an sich ran.

Nur – Khaled Jochmann war kein frecher Junge. Er war ein junger Mann mit guten Manieren, der feinstes Hochdeutsch sprach und an der Universität studierte. Er trug elegante Anzüge, täglich eine Krawatte mit dickem Knoten und obendrüber das Gesicht eines Prinzen aus tausendundeiner Nacht. Undenkbar, ihm auf die Finger zu hauen, selbst wenn man gewollt hätte.

Hanne begegnete ihm auf der »Furiösen Fähre«, so hieß das Thema 1954 im Hamburger Fasching beim Li-La-Le. Zufällig ging sie, trotz Sommersprossen und blonder Locken, als Haremsdame mit rosa Chiffonschleier über der Nase und in silbernen Pumphosen, die sie selbst genäht hatte; denn nach dem Schulabschluss lernte sie Schneiderin.

Khaled trug statt eines Kostüms nur eine bunt gestreifte Jacke, sein dunkles Gesicht mit den großen kohlschwarzen Augen war malerisch und exotisch genug, schöner als jede Verkleidung. Sie erfuhr, dass sein Vater ein Hamburger Kaufmann war, seine Mutter eine echte Tunesierin, die, soweit Hanne verstand, Habiba hieß. Ob die Jochmanns nun eigentlich in Tunis wohnten oder in Hamburg, wurde ihr nie ganz klar.

Sie besuchte ihren orientalischen Prinzen einige Male auf seinem Zimmer in einer großen Altbauwohnung, die einer bärbeißigen Vermieterin gehörte und in der noch mehrere andere Studenten wohnten. Ab abends war in dieser Wohnung den Mietern kein Damenbesuch erlaubt. Weshalb Hanne nachmittags vorbeischaute. Zum Tee.

Und als sie eines Tages, wie verabredet, gegen vier an der Wohnungstür klingelte, etwas selbst gebackenen Marmorkuchen in einem Paket in der Hand, da bellte die unfreundliche Vermieterin sie an, Herr Jochmann sei vor zwei Tagen ausgezogen.

Hanne konnte es nicht glauben. Eigentlich glaubte sie es den Rest ihres Lebens nicht. Was mochte da passiert sein? Khaled hatte sich letzte Woche so zärtlich von ihr verabschiedet!

Sie erfuhr es nie und musste zu ihrem Schrecken nach einer Weile auch noch ihren Brüdern und Tante Martha beichten, dass sie Schande über die Familie gebracht hatte – oder jedenfalls noch bringen würde, wenn alles gut ging.

Die Brüder reagierten entsetzt, wütend und beleidigt. Ihre kleine Hanne! Sie wollten den Ausländer aufstöbern und zu Brei hauen – einen halben Tag lang. Dann beruhigten sie sich.

Tante Martha machte Butterkuchen und Malzkaffee und streichelte ihrer verheulten Großnichte die Wange. Uwe und Dieter fanden irgendwann auch, nun hätte Hanne sich genug geschämt. Die Familie besorgte eine Waage und ein gebrauchtes Babykörbchen und fing an, sich auf den Nachwuchs zu freuen. Hanne ließ es sich eine Lehre sein. Es dauerte lange, bis sie wieder einem Mann vertraute. (Und das war dann erst recht der falsche.)

Wie konnte sie das alles der netten Gärtnereibesitzerin erklären?

»Also – er ist Orientale. Und leider wieder zurück in ... nach Tunesien«, fasste sie kurz und einigermaßen glaubwürdig zusammen, um zum wichtigsten Punkt zu kommen:

»Dadurch nenn ich mein Kind nicht nur Cornelia, ne. Sondern Cornelia Habiba. Habiba heißt dem seine Mutter!«

»Ach? Na, viel Spaß beim Standesamt!«, wünschte Frau Schnoor, die wusste, wovon sie sprach: Ihre zweite Tochter war Cordula Jimena getauft, Letzteres nach der Frauengestalt eines Romans, den Cäcilie in der Schwangerschaft gelesen hatte. Sie erinnerte sich gut, wie sie damals den Beamten geradezu mit Brachialgewalt von der Notwendigkeit dieses Namens hatte überzeugen müssen.

»Aber wahrscheinlich ist es einfacher, wenn die Oma so heißt«, fügte sie begütigend hinzu. Sie war kurz davor anzubieten, mit zum Standesamt zu gehen, um diese magere, tapfere kleine Person zu unterstützen. Möglicherweise lag es einfach am Oxytocin, dem Mutterhormon, mit dem der Körper der Gärtnereibesitzerin just überschwemmt wurde: Sie fühlte Wohlwollen, Güte und Sympathie und machte zumindest eine andere Offerte.

»Wollen wir nicht du sagen? Ich bin Cäcilie, also Cilly. Und wie heißt du?«

Hanne nannte, schüchtern und geschmeichelt, ihren Vornamen.

»Prima!«, fand Frau Schnoor. »Und wenn diese blöden Katzen von Schwestern jetzt mit ihrem betonten Fräulein kommen, dann sagen wir beide einfach unsere Vornamen und basta. Dann ist es nämlich ganz egal, ob davor Frau oder Fräulein steht!«

Und sie fuhr fort, ihrer nagelneuen Freundin rosige Perspektiven auszumalen. Falls Hanne was fehlte, Babysachen jeder Art? Schnoors hätten mehr, als sie je selbst brauchen könnten, den ganzen Dachboden voll ... Zum Kaffeetrinken müssten sie sich unbedingt treffen – die beiden Cornelias sollten doch Freundinnen werden, so kurz nacheinander am selben Ort geboren und noch dazu dicht beieinander wohnend! Und wenn Hanne schöne Rosenstöcke mochte oder einen gesunden Gummibaum, natürlich kriegte sie in Zukunft einen Preisnachlass in der Gärtnerei Schnoor ...

Hanne bekam richtig leuchtende Augen über all diese Angebote. Wie wunderbar, dachte sie, dass wir uns hier so begegnet sind. Gestern, als diese Frau im Taxi brüllte und später hier in der Finkenau, als das immer lauter wurde, da dachte ich noch ... Da konnte ich sie noch nicht richtig schätzen. Hab ja nicht geahnt, wie nett Cilly ist!

Als sich jedoch beide Frauen eine knappe Woche später trennten, da meinte Cäcilie Schnoor nur noch: »Also, Hanne, ich melde mich bei dir!«, strich Fräulein Hertz kurz über die Locken und vergaß, Adressen oder Telefonnummern auszutauschen.

Vielleicht war ihre gute Laune akut geschrumpft (nach der behaglichen, umhегten Zeit in der Klinik) mit der Aussicht, das Joch wieder übergestreift zu bekommen: Haushalt, Gärtnerei, Familie und ein zusätzliches Kind.

Beide Mütter, mit ihren eingewickelten Cornelias im Arm, wurden je von nur einem Mann abgeholt. Hanne von Bruder Uwe, Cäcilie von ihrem Conrad. Nach der Verabschiedung im Zimmer gingen die beiden Grüppchen zwar dicht hintereinander her zum Krankenhausausgang, ohne jedoch einen Blick oder ein Wort zu wechseln. Als sei die Bekanntschaft hiermit abgeschlossen.

Es war ein schneidend kalter, nebeliger Tag, und Uwe Hertz hatte beschlossen, sich noch einmal ein Taxi zu leisten, damit die kleine Cornelia nicht fror, während man auf die

Straßenbahn wartete.

Auf der Straße zündete er sich eine Zigarette an und beobachtete finster, wie Gärtnereibesitzer Schnoor seiner Frau die Beifahrertür des schwarzen Opel aufhielt. Die Idee, zumindest Hanne und ihr Kind mit ins Auto zu nehmen und in Niendorf zwei Straßen weiter abzusetzen, lag ja wirklich nicht so ganz fern. Uwe hätte zur Not immer noch gern selbst die Straßenbahn genommen.

Aber die Schnoors schienen überhaupt nicht an diese Möglichkeit zu denken. Da warf Uwe seine kaum angerauchte Zigarette auf den Gehsteig und trat sie tot, lief eilig zum Opel, hielt die Tür fest, bevor Cäcilie sie zuwerfen konnte, und schnauzte mit seiner heiseren Stimme: »Ach ja, wir kriegn nebenbei noch die Hälfte von den Taxengeld vor eine Woche, ne. Drei achzich, wenn Sie denn ma so nett sind, ne.«

Conrad Schnoors Gesicht färbte sich auf der Stelle so rot wie ein Warnsignal. Er blickte Uwe nicht an, er starrte nach vorn durch seine Windschutzscheibe, während er in der Jackentasche kramte, seine Briefftasche öffnete und einen Zehnmarkschein herausholte, den er Uwe, immer noch ohne Blickkontakt, zwischen Mittel- und Zeigefinger hinhielt:

»Die Fahrt geht natürlich auf uns ...«

Uwe war nicht der Mensch, jetzt aus Stolz auf seinem Kostenanteil zu bestehen. Er zupfte Schnoor das Geld mit einer heftigen Bewegung aus der Hand, drehte sich wortlos um und stapfte zu seiner Schwester zurück, die vor Verlegenheit fast auf ihre Cornelia weinte.

»Ach, Uwe! Tat das denn not? Jetzt ist die Freundschaft in Eimer ...«

»Da laach sie sowieso schon drinne, das kanns' glauben. 'n Zehner, Hanne! Nu könn' wir die Taxe gut bezahln und behaltn noch was über!«, tröstete ihr Bruder und schaute aus zusammengekniffenen Augen dem schwarzen Opel hinterher, der Fahrt aufnahm.

Frau Schnoor zog ihrer Cornelia das weiße Mützchen tiefer in die Stirn. »Gott, war das peinlich. Ich hatte auch nicht mehr an das Fahrgeld gedacht, da haben sie ja recht ...«

»Ich auch nicht«, gab ihr Mann zu. »Das ist nun mehr als beglichen. Du hättest doch den Kerl nicht mit im Wagen haben mögen, Cilly, so, wie der riecht?«

»Nein, natürlich ... Aber sie selbst ist so 'ne Liebe. Wirklich. Eigentlich schade«, meinte Frau Schnoor.

Ihr Mann sprach es aus: »Das sind ganz primitive Menschen, Cilly, Proleten. So riechen die und so sind die. Und die wohnen bei uns quasi um die Ecke, wenn du Pech hast, laufen die dir ständig über den Weg. Magst du mit so was befreundet sein? Doch wohl nicht ...«